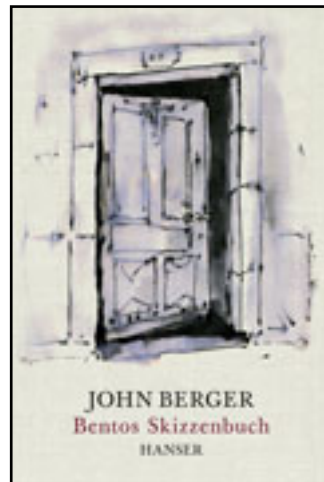


# HANSER



Leseprobe

John Berger

Bentos Skizzenbuch

Übersetzt aus dem Englischen von Hans Jürgen Balmes

ISBN (Buch): 978-3-446-23971-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23971-5>

sowie im Buchhandel.

Lass mich dir erzählen, wie es dazu kam, dass ich einen japanischen Shō-Pinsel weggeben habe. Wie und wann. Den Pinsel hatte ein Schauspielerfreund mir geschenkt, der eine Zeitlang in Japan mit Nō-Künstlern gearbeitet hatte.

Ich zeichnete oft mit ihm. Die Haare sind aus dem Fell von Pferd und Schaf. Sie wuchsen einmal auf einer Haut. Vielleicht ist das der Grund, warum sie nun – gebündelt in einem Schaft aus Bambus – Empfindungen so lebendig übertragen. Immer wenn ich mit dem Pinsel zeichnete, hatte ich den Eindruck, dass er und meine Finger, die ihn locker hielten, nicht Papier, sondern Haut berührten. Für diese Wahrnehmung gibt es ein Wort: Pinselstrich. Wie einzigartig, die Berührung durch einen Pinsel!, hat der große Zeichner Shitao einmal bemerkt.

Die Geschichte trug sich in einem Pariser Vorort zu, genau im belebten, aber nicht schicken Schwimmbad der Stadt, wo ich von Zeit zu Zeit so etwas wie ein Stammgast war. Ich fand mich täglich gegen ein Uhr dort ein, denn dann waren die meisten Menschen beim Essen und die Becken nicht so voll.

Das Gebäude ist gedrungen und langgestreckt, die Wände sind aus Ziegel oder Glas. Es wurde in den späten Sechzigern erbaut und 1971 eröffnet. Es liegt in einem kleinen Park mit ein paar Birken und Trauerweiden.

Durch die Scheiben siehst du vom Wasser aus beim Schwimmen in die Weiden hinauf. Die Decke über dem Becken ist mit Platten verkleidet, von denen nun, vierzig Jahre später, einige fehlen. Wie oft habe ich das bemerkt, während ich gleichzeitig in der Rückenlage spürte, wie das Wasser mich hob und hielt – ganz gleich, über welche Geschichte ich gerade nachgrübelte.

Es gibt eine Zeichnung aus dem 18. Jahrhundert von Huang Shen mit einer Zikade, die auf dem Blatt einer Trauerweide singt. Jedes einzelne Blatt ein Pinselstrich.



Von außen betrachtet ist das Bad ein städtisches, kein ländliches Gebäude, und wenn du nicht wüsstest, dass es ein Schwimmbad ist und du dir die Bäume wegdenkst, könntest du annehmen, es sei eine Art Bahngebäude, eine Waschanlage für Waggonen oder eine Laderampe.

Es gibt kein Schild über dem Eingang, nur eine kleine Plakette mit den Farben der Trikolore, dem Wahrzeichen der Republik. Die Eingangstüren sind aus Glas, die Anweisung »Drücken« ist eingraviert.

Sobald sich die Türen öffnen und du eintrittst, bist du in einem anderen Reich, das wenig mit den geparkten Autos, den Läden und Straßen da draußen zu tun hat.

Die Luft riecht leicht nach Chlor. Alles ist eher von unten als von oben beleuchtet – eine Folge des von beiden Becken reflektierten Lichts. Auch die Akustik ist anders: Jeder Klang hat ein leichtes Echo. Überall herrscht die Horizontale deutlich über die Vertikale. Die meisten Menschen schwimmen Bahn um Bahn von einem Ende des großen Beckens zum anderen. Diejenigen, die noch stehen, ziehen sich gerade um oder haben sich bereits ausgezogen, so dass kein Eindruck von Rang oder Hierarchie entsteht. Stattdessen bemerkt man überall eine merkwürdig horizontale Gleichheit.

Es finden sich viele gedruckte Anschläge, die sämtlich in deutlich bürokratischer Diktion und Syntax abgefasst sind:

*Die Haartrockner werden 5 Min. vor Schließung abgeschaltet.*

*Badekappenpflicht. Beschluss der Stadtverordnung von Montag, 12. September 1980.*

*Zutritt verboten! Eingang nur für Personal. Danke.*

Der in solchen Verlautbarungen vernehmbare Ton ist untrennbar mit dem langen politischen Kampf der Dritten Republik für die Anerkennung aller Rechte und Pflichten der Bürger verbunden. Die feierliche und unpersönliche Stimme eines Komitees – und im Hintergrund irgendwo ein Kinderlachen.

Um 1950 malte Fernand Léger eine Gemäldeserie »Les Plongeurs« – Taucher in einem Schwimmbecken. Mit ihren Primärfarben und dem leichten, entspannten Umrisslinien feierten diese Bilder die Vorstellung und den Traum der Arbeiter, ihre Zeit der Muße zu genießen und sie – da sie Arbeiter waren – in etwas zu verwandeln, für das es noch keinen Namen gab.

Heute sind wir von der Verwirklichung dieses Traumes weiter entfernt denn je. Doch manchmal, wenn ich meine Sachen in der Männerumkleidekabine in den Spind hänge und den Schlüssel an meinem Handgelenk befestige, wenn ich wie vorgeschrieben heiß dusche, durch das Fußbecken schreite und endlich ins Wasser tauche, denke ich daran.

Neben der obligatorischen Kappe tragen die meisten Schwimmer dunkle Brillen, um die Augen vor Chlor zu schützen. So gibt es wenig Blickkontakt zwischen uns, und wenn jemand mit dem Fuß einen anderen berührt, entschuldigt er oder sie sich sofort. Die Atmosphäre ist anders als an der Côte d’Azur. Hier verfolgt jeder sein eigenes Ziel, privat und ganz für sich.

Ich bemerkte sie zum ersten Mal, weil sie anders schwamm. Die Bewegungen ihrer Arme und Beine waren auffallend langsam, wie die eines Froschs – aber gleichzeitig war ihr Tempo deswegen nicht einschneidend langsamer. Sie hatte nur ein anderes Verhältnis zum Element Wasser.

Der chinesische Meister Qi Baishi (1863 – 1957) zeichnete am liebsten Frösche und malte deren spitzen Köpfe immer ganz in Schwarz, als ob sie Badekappen trügen. Im Fernen Osten ist der Frosch ein Symbol der Freiheit.

Ihre Haube war ingwerfarben, und sie trug einen Badeanzug mit Blumenmuster, ein wenig wie auf Englischem Chintz. Sie war gegen Ende fünfzig und, wie ich dachte, Vietnamesin. Später sah ich meinen Irrtum ein. Sie stammte aus Kambodscha.

Sie schwamm täglich eine Stunde lang, Bahn für Bahn. So wie ich. Wenn sie der Meinung war, es sei an der Zeit, um über eine der Leitern in der Ecke aus dem Pool zu klettern, kam ihr ein Mann, der selbst ein paar Bahnen entfernt geschwommen hatte, zu Hilfe. Er stammte ebenfalls aus Südost-

asien, ein wenig schmaler als sie, ein wenig kleiner und mit einem stärker akzentuierten Gesicht; ihr Gesicht war wie der Mond.

Er schwamm im Wasser hinter sie und stützte mit beiden Händen ihren Hintern, so dass sie, das Gesicht in die Ecke des Beckens gerichtet, auf ihnen saß und er ein wenig von ihrem Gewicht trug, wenn sie zusammen hinauskletterten.

Einmal auf festem Grund, ging sie allein und ohne erkennbares Hinken vom Becken zum Fußbad und zum Eingang der Frauenumkleide. Erst nachdem ich das Ritual einige Male beobachtet hatte, bemerkte ich, dass ihr Körper beim Gehen wie angespannt war – als gehe sie auf glühenden Kohlen.

Der Mann mit der kühn gemeißelten Miene war vermutlich ihr Ehemann. Ich weiß nicht, warum ich einen leichten Zweifel daran hegte. War es seine Rücksichtnahme? Oder ihre Reserviertheit?

Wenn sie am Anfang ans Becken trat, um ins Wasser zu gehen, kletterte er zunächst die Leiter halb hinunter, sie setzte sich auf seine Schulter, und er stieg vorsichtig weiter hinab, bis das Wasser zu seinen Hüften stand und sie losließ, um fortzuschwimmen.

Beiden war das Ritual vom Eintauchen und Hinaussteigen zur Gewohnheit geworden, und vielleicht hatten beide bemerkt, dass in diesem Ritual das Wasser eine wichtigere Rolle spielte als jeder von ihnen. Das mag erklären, warum sie eher wie Schauspielkollegen als wie Mann und Frau wirkten.

Die Zeit verging. Die Tage vergingen gleichförmig. Wenn sie und ich unsere Bahnen zogen und wir uns auf einen oder zwei Meter entgegenkamen, hoben wir beim ersten Zusammentreffen gelegentlich die Köpfe aus dem Wasser und nickten uns zu. Und wenn wir, schon dabei, das Becken langsam zu verlassen, uns zum letzten Mal an dem Tag kreuzten, signalisierten wir ein »Au revoir«.

Wie soll ich dieses so besondere Zeichen beschreiben? Es bestand aus einem Heben der Augenbraue, einem Rucken mit dem Kopf, als wollte man das Haar zurückwerfen, und dann einem Verziehen der Augen zu ei-

nem Lächeln. Sehr diskret. Die Schwimmbrillen bis zur Badehaube hochgeschoben.

Eines Tages, als ich nach dem Schwimmen unter der heißen Dusche stand – es gibt acht Männerduschen, die keine Hähne haben, sondern altmodische Knöpfe wie Türknäufe, die man drücken muss, wobei der Trick darin besteht, dass das heiße Wasser unterschiedlich lang fließt, bis man erneut auf den Knopf drücken muss; aber inzwischen hatte ich genau heraus, an welcher Dusche der heiße Strahl am längsten lief, und wenn sie frei war, nahm ich stets die –, eines Tages, als ich so nach dem Schwimmen unter der heißen Dusche stand, trat der Mann aus Südostasien unter die Nachbardusche, und wir gaben uns die Hand.

Im Anschluss wechselten wir ein paar Worte und verabredeten, uns nach dem Anziehen draußen im kleinen Park zu treffen. So geschah es, und seine Frau schloss sich uns an.

Und da erfuhr ich, dass sie aus Kambodscha stammten. Sie war sehr weitläufig mit dem berühmten König und späteren Prinz Sihanouk verwandt. Mitte der siebziger Jahre war sie mit zwanzig nach Europa geflohen. Davor hatte sie in Phnom Penh Kunst studiert.

Sie sprach, ich stellte Fragen. Wieder hatte ich den Eindruck, dass er die Rolle eines Leibwächters oder Assistenten spielte. Wir standen in Nähe der Birken neben ihrem geparkten zweisitzigen Kombi Citroën C15, der hinten nur eine Ladefläche hatte. Das Auto war ziemlich ramponiert. Malen Sie noch?, fragte ich. Sie streckte ihre linke Hand in die Luft und machte eine Geste, mit der man einen Vogel freilässt, und nickte. Sie habe oft Schmerzen, sagte er. Ich lese auch viel, setzte sie hinzu, auf Khmer und Chinesisch. Dann gab er zu verstehen, dass es vielleicht an der Zeit sei, in den C15 zu klettern. Ich bemerkte, dass hinter der Windschutzscheibe vom Rückspiegel ein winziges buddhistisches Dharma-Rad hing, wie das Steuer eines Miniaturschiffs.

Nachdem sie weggefahren waren, legte ich mich – es war im Monat Mai – unter eine Trauerweide und ertappte mich dabei, dass ich über den Schmerz nachdachte. Sie hatte Kambodscha – damals noch Kampuchea –

in dem Jahr verlassen, als Sihanouk, vermutlich mit Hilfe der CIA, abgesetzt wurde, als die Roten Khmer unter Pol Pot die Hauptstadt eingenommen und mit der erzwungenen Deportation der zwei Millionen Einwohner aufs Land begonnen hatten: Dort sollten sie in Gemeinschaften ohne Privateigentum leben und zu neuen Khmer umerzogen werden. Eine Million Menschen würden das nicht überstehen. In den Jahren zuvor hatte man Phnom Penh und die umliegenden Dörfer systematisch mit US-amerikanischen B-52-Bombern zerstört. Mindestens 100 000 Menschen waren dabei ums Leben gekommen.

Das Volk von Kambodscha mit seiner großen Vergangenheit in Angkor Wat und seinen riesigen unbewegten Steinfiguren, die später von etwas verheert und geplündert wurden, das heute wie das Leiden selbst wirkt, dieses Volk von Kambodscha war in dem Moment, als sie das Land verließ, von Feinden umstellt – Vietnam, Laos, Thailand. Es war gerade dabei, von den eigenen politischen Visionären unterdrückt und massakriert zu werden, die zu Fanatikern wurden, um ihre Rachegefühle an der Wirklichkeit selbst auszulassen, indem sie sie auf eine einzige Dimension reduzierten. Solch eine Reduktion bringt so viele Schmerzen mit sich, wie Zellen in einem Herzen sind.

Wie ich in die Weiden hinaufschaute, beobachtete ich ihre im Wind wehenden Blätter. Jedes Blatt ein Pinselstrich. Ich fand es unmöglich, den Schmerz, dessen offensichtlicher Erbe ihr Körper war, von dem Schmerz der Geschichte ihres Landes in der letzten Jahrhunderthälfte zu trennen.

Heute ist Kambodscha eines der ärmsten Länder Südostasiens, und 90 Prozent der Exportwaren werden in Textilfabriken produziert, in denen man Kleidung für den westlichen, multinationalen Marken-Lumpenhandel näht.

Eine Gruppe Vierjähriger lief an mir vorbei die Stufen hoch und durch die Glastür – sie hatten Schwimmunterricht.

Das nächste Mal, als ich sie und ihren Ehemann im Schwimmbad traf, näherte ich mich ihr, nachdem sie eine ihrer Bahnen hinter sich hatte, und fragte, ob sie mir erklären wolle, woher ihre Schmerzen stammten. Sie ant-



wortete mir direkt, als ob es sich um einen Ortsnamen handelte: Polyarthrit. Es begann, als ich noch jung war, und ich wusste gleich, ich musste weg. Wie freundlich, dass Sie sich danach erkundigen.

Die linke Hälfte ihrer Stirn ist ein wenig verfärbt und etwas brauner, als ob dort einst ein Blatt oder Farnwedel gelegen und die Haut leicht gebeizt hätte. Wenn sie den Kopf zurücklegt und ihr Gesicht auf dem Wasser wie ein Mond wirkt, könnte man die leichte Tönung mit einem der Meere auf der Mondoberfläche vergleichen.

Wir beide traten im Wasser, und sie lächelte. Wenn ich im Wasser bin, wiege ich weniger, und nach einer bestimmten Zeit hören meine Gelenke auf zu schmerzen.

Ich nickte. Und wir machten weiter. Wenn sie Brust schwamm, bewegte sie ihre Beine, wie ich schon sagte, so langsam wie manchmal ein Frosch. Auf dem Rücken aber war sie ein Otter.

Kambodscha ist ein Land mit einem einzigartigen, osmotischen Verhältnis zum Wasser. Auf Khmer heißt das Wort für Heimat *Teuk-Dey*, »Wasser-Land«. Von Bergen eingeschlossen, ist Kambodscha eine horizontale Schwemmlandebene – so groß wie ein Fünftel Frankreichs – und von sechs Flüssen durchzogen, darunter dem riesigen Mekong. In der Regenzeit des Monsuns schwillt der Fluss während und nach den Sommermonaten um das Fünfzigfache an! Und in Phnom Penh an der Spitze des Deltas steigt der Wasserspiegel regelmäßig um acht Meter. Im Norden tritt gleichzeitig der See Tonlé Sap über die Ufer, vervierfacht seine »normale« Wintergröße und wird zu einem gigantischen Wasserspeicher; der gleichnamige Fluss kehrt seine Richtung um, stromab wird zu stromauf.

Kein Wunder also, dass auf der ganzen Welt keine Ebene mehr Arten und eine größere Fülle an Süßwasserfischen bietet, und dass die Bauern über Jahrhunderte von Reis und Fischfang leben konnten.

Und genau an diesem Tag, beim Schwimmen zur Mittagszeit im städtischen Schwimmbad, nachdem sie das Wort Polyarthrit ausgesprochen hatte, als handelte es sich um einen Ort, kam mir die Idee, ihr meinen Shoupinsel zu schenken.

Noch am gleichen Abend legte ich ihn in eine Schachtel und schlug sie in Geschenkpapier ein. Jedes Mal wenn ich ins Schwimmbad ging, nahm ich das Päckchen mit – bis die beiden wieder auftauchten. Da legte ich die kleine Schachtel auf eine der Bänke hinter den Sprungbrettern und gab ihrem Mann Bescheid, damit sie sie beim Verlassen mitnahmen. Ich ging vor ihnen nach Hause.

Da ich länger unterwegs war, vergingen Monate, bis ich sie wiedersah. Als ich dann wieder schwimmen ging, hielt ich Ausschau nach ihnen und konnte sie nicht finden. Ich rückte meine Brille zurecht und tauchte ein. Ein paar Kinder sprangen mit den Füßen voran ins Wasser und hielten sich die Nasen zu. Andere streiften am Rand ihre Schwimmflossen über. Es war lauter und lebhafter als sonst, denn es war Juli; die Schule war vorüber, und die Kinder der Familien, die es sich nicht leisten konnten, Paris zu verlassen, kamen und spielten stundenlang im Wasser. Für sie kostete der Eintritt fast nichts, und die Bademeister nahmen es mit den Vorschriften nicht so genau. Ein paar ehrgeizige Stammgäste mit großer Selbstdisziplin kamen immer noch.

Ich hatte zwanzig Bahnen geschafft und war gerade dabei, eine weitere zu beginnen, als ich zu meiner Überraschung eine Hand spürte, die sich von hinten fest auf meine rechte Schulter legte. Ich drehte den Kopf und sah das gefleckte Mondgesicht der einstigen Kunststudentin aus Phnom Penh. Sie trug die gleiche ingwerfarbene Badehaube und lachte. Lachte breit.

Da sind Sie ja!

Sie nickte, und während wir Wasser traten, küsste sie mich zweimal auf beide Wangen.

Dann fragte sie: Vogel oder Blume?

Vogel!

Daraufhin legte sie den Kopf zurück auf das Wasser und lachte. Ich wünschte, ich könnte dich ihr Lachen hören lassen. Im Vergleich zu dem Planschen und Geschrei der Kinder um uns umher war ihr Lachen eine Tonlage tiefer, langsam und ausdauernd. Ihr Gesicht ähnelte mehr dem

Mond als je zuvor, es war zeitlos wie das Gestirn. Das Lachen dieser beinahe sechzig Jahre alten Frau hielt an. Es war unerklärlicherweise das Lachen eines Kindes – das Lachen des gleichen Kindes, das ich mir irgendwo hinter den Stimmen des Schwimmbadkomitees vorgestellt hatte.

Ein paar Tage später schwimmt ihr Ehemann auf mich zu, fragt, wie es mir gehe, und flüstert: Auf der Bank bei den Sprungbrettern. Dann verlassen sie das Becken. Er schwimmt hinter sie und stützt mit beiden Händen ihren Hintern, so dass sie, das Gesicht in die Ecke des Beckens gerichtet, auf ihnen sitzt und er ein wenig von ihrem Gewicht trägt, während sie zusammen hinausklettern.

Keiner von beiden winkt mir zu, wie es sonst bisweilen geschah. Eine Frage der Bescheidenheit. Eine Geste der Zurückhaltung. Kein Geschenk darf von einer Forderung begleitet werden.

Auf der Bank liegt ein großer Umschlag, ich nehme ihn mit. Darin befindet sich ein Gemälde auf Reispapier. Das Bild eines Vogels, das ich mir ausgesucht hatte, als sie mich fragte, was ich mir wünschte. Das Bild zeigt eine Bambusstaude, und auf einem der Zweige sitzt eine Blaumeise. Der Bambus ist nach allen Regeln der Kunst gezeichnet. Ein einziger Pinselstrich, der am Kopf der Bambusstange beginnt und bei jedem Knoten innehält, weiter absteigt und etwas breiter wird. Die Zweige, so schmal wie Streichhölzer, sind mit der Pinselspitze gezeichnet. Die dunklen Blätter sind durch einzelne Striche, wie hin und her flitzende Fische, wiedergegeben. Und schließlich noch die horizontalen Knoten, von links nach rechts zwischen die Segmente der hohlen Stange gesetzt.

Der Vogel mit der blauen Haube, der gelben Brust, seinem gräulichen Schwanz und den ein »W« bildenden Krallen, an denen er notfalls auch kopfüber hängen kann, ist anders gemalt. Während der Bambus zu fließen scheint, wirkt der Vogel wie gestickt, als ob man die Farbe mit einem nadelspitzen Pinsel aufgetragen hätte.

Auf der Oberfläche des Reispapiers bilden Bambus und Vogel eine elegante Einheit, ein Bild, das links unter dem Vogel diskret mit einem roten Siegel signiert ist. Ihr Name lautet L ----.

Wenn du jedoch das Bild betriffst und dir die Luft über den Hinterkopf streichen lässt, spürst du, wie heimatlos dieser Vogel ist. Unerklärlich heimatlos.

Ich rahmte die Zeichnung wie eine Bildrolle, ohne Passepartout, und voller Freude suchte ich einen Platz, um sie aufzuhängen. Dann musste ich viele Monate später eines Tages etwas in einem der illustrierten Wörterbücher von Larousse nachschlagen. Und wie ich in den Seiten blätterte, stieß ich zufällig auf eine Illustration, die die »mésange bleue«, die Blau-meise, zeigte. Ich war verwirrt. Die Abbildung wirkte merkwürdig vertraut. Und dann merkte ich, dass ich in dem Standardwörterbuch auf die Vorlage gestoßen war, die L ---- für den auf dem Bambus sitzenden Vogel gewählt hatte – die beiden »W«s der Klauen bildeten zum Beispiel exakt den gleichen Winkel, ebenso Kopf und Schwanz.

Und wieder verstand ich etwas mehr über Heimatlosigkeit.